

## „Menschenfresser“ im Abenteuerroman „Robin Crusoe“:

Zur Vertiefung der Menschenfresser-Stereotypen bis in die Gegenwart bietet sich ein Auszug aus dem vielfach verfilmten populären Roman „Robin Crusoe“ an.

Der Roman erschien von Daniel Defoe erstmals im Jahr 1719 in einer Zeit, in der sich Großbritannien allmählich in der Karibik als Kolonialmacht festgesetzt hatte. Die Geschichte stellt das Leben des britischen Kaufmannssohns und Abenteurers Robin Crusoe dar, der bei einer Fahrt von Brasilien nach Afrika im Jahr 1659 durch ein Schiffsunglück auf eine einsame Insel nordöstlich von Brasilien verschlagen wird und erst 35 Jahre später die Insel wieder verlassen kann. Bekannt geworden ist seit dem 19. Jahrhundert eine gekürzte, auf eine reine Abenteuergeschichte reduzierte Version des Romans. Ursprünglich umfasste der Roman zwei Teile und stellte in erster Linie eine

Gesellschaftskritik an die englische Gesellschaft des frühen 18. Jahrhunderts. Ähnlich wie der 1728 erschienene gesellschaftskritische, satirische Roman „Gullivers Reisen“ von Jonathan Swift (siehe Qualifikationsphasenband Kapitel 2.1), wurde auch „Robin Crusoe“ später stark gekürzt.

In dem hier zur Verfügung gestellten Ausschnitt einer deutschsprachigen Ausgabe aus dem Jahre 1910, begegnet Robinson Crusoe „wilden Kannibalen“, die auf der Insel Menschen schlachten und verspeisen wollen. Im Zuge der Begegnung befreit Robinson einen der Gefangenen, der als „Freitag“ als sein Gefährte auf der Insel verbleibt.

### Arbeitsvorschläge

1. Fassen Sie den Textauszug in eigenen Worten zusammen. [I]
2. Analysieren Sie die Bildaussage der, in der Ausgabe von 1910 aufgenommenen, illustrativen Zeichnungen. [II]
3. Arbeiten Sie das Selbstbild von Robinson Crusoe gegenüber dem Kannibalen „Freitag“ heraus.

wählte den zweiten Weg, war die Ausführung dieses Planes auch beschwerlich, so schien er mir doch vernünftig und zweckmäßig zu sein.

Demgemäß sah ich mich nach recht versteckten Plätzen auf der Insel um; bald fand ich einen, der so verborgen lag, wie es mein Herz nur wünschen konnte. Es war ein feuchtes Stück Grasland inmitten des dichten Waldes, in dem ich mich damals verirrt hatte, als ich meinen ersten Ausflug an die Ostküste der Insel machte; es war etwa drei Morgen groß und so mit Gebüsch umgeben, daß dieses fast schon eine natürliche Einzäunung bildete. Um den Zaun vollends dicht genug herzustellen, bedurfte es daher weniger Mühe, als die Umzäunung der andern Weideplätze gekostet hatte.

Schon nach einem Monat war dieselbe so weit fertiggestellt, daß ich eine kleine Herde Ziegen, die jetzt gar nicht mehr so wild wie im Anfange waren, hineinbringen konnte. Es waren zehn junge Ziegen und zwei Böcke, die ich auf dies Weideland führte. Hierauf vervollständigte ich den Zaun, bis er so sicher und fest wie die andern war.

Nachdem ich einen Teil meines lebenden Besitztums in Sicherheit gebracht hatte, wanderte ich auf der Insel umher, um noch einen zweiten gleich abgelegenen Ort für einen Teil meiner Ziegenherde zu suchen. Dabei geriet ich näher an die Westspitze der Insel als je zuvor und als ich einmal einen Blick auf die See hinauswarf, glaubte ich in weiter Entfernung ein Boot zu sehen. In einer der Matrosenkisten vom Schiffe hatte ich mehrere Ferngläser gefunden, von denen ich aber leider keines bei mir hatte, so daß ich den fernen Gegenstand auf dem Meere nicht genau zu erkennen vermochte, obgleich ich danach schaute, bis mir die Augen weh taten. Als ich von dem Hügel herabstieg, entschwand das vermeintliche Boot aus meinem Gesichtskreis, und ich beschloß nicht weiter daran zu denken, nahm mir aber vor, nicht mehr ohne Fernglas auszugehen.

Während ich in dem mir unbekanntem Teile der Insel weiter schritt, überlegte ich bei mir, daß der Anblick einer Fußspur nicht als etwas so ganz Ungewöhnliches angesehen werden könne. Es war nur eine besondere Fügung gewesen, daß ich gerade auf die entgegengesetzte Seite der Insel geworfen wurde, wohin die Wilden nie kamen, sonst hätte ich mir sofort denken können, daß ihre Kanoes, die sich mal gelegentlich zu weit auf die See hinausgewagt hatten,

naturgemäß hier dem Festlande gegenüber anlegten. Auch war es sehr wahrscheinlich, daß nach einem Kampfe die Sieger ihre Feinde, die sich auf den Kanoes retten wollten, über die See verfolgten und als Gefangene hier ans Land brachten, um sie ihrem barbarischen



Gebrauche gemäß zu verspeisen. Davon werde ich später ausführlich berichten.

Als ich die Südwestspitze erreicht hatte, schreckte ich vor einem entsetzlichen Anblick zurück. Ein unbeschreibliches Grauen bemächtigte sich meiner, als ich den Boden mit menschlichen Schädeln, Händen, Füßen und Knochen übersät fand. Ich bemerkte eine Feuerstelle,

die von einer kreisförmigen Vertiefung umgeben war; in dieser hatten jedenfalls die Elenden gefessen, als sie sich in ihrer Unmenschlichkeit an dem Fleische ihrer Mitmenschen gütlich taten.

Ich war bei diesem Anblick so von Entsetzen gelähmt, daß ich längere Zeit gar nicht zum Bewußtsein meiner eigenen Gefahr kam. Meine Furcht ging unter in dem Gedanken an ein solches Übermaß unmenschlicher, teuflischer Roheit und in dem Schrecken über eine derartige Entartung der menschlichen Natur. Wohl hatte ich oft von solchen Festen der Kannibalen gehört, mir aber nie eine Vorstellung davon machen können. Ich mußte mich von diesem grausigen Schauspiel abwenden, da mir übel wurde und ich einer Ohnmacht nahe war. So schnell als möglich erstieg ich wieder den Hügel und wanderte eilends meiner Wohnung zu.

Nachdem ich ein Stück weit gekommen war, blieb ich wie betäubt stehen, um mich etwas zu sammeln, dann blickte ich mit Inbrunst zum Himmel empor und dankte Gott unter Tränen, daß er mich in einem Lande hatte zur Welt kommen lassen, wo man von solchen schrecklichen Geschöpfen und Gebräuchen nichts wußte. War auch meine gegenwärtige Lage traurig genug, so hatte ich doch so viel des Guten empfangen, daß ich mehr Ursache zum Dank als zur Klage hatte. Vor allem war mir zum Trost die Erkenntnis Gottes und die Hoffnung auf seine Gnade zuteil geworden. Dieses Glück wog reichlich alles Elend auf, das ich erlitten hatte oder das mir noch bevorstand.

In dieser dankbaren Stimmung erreichte ich meine Burg und begann nun in betreff meiner Sicherheit ruhiger zu werden. Ich war überzeugt, daß jene Elenden nicht auf die Insel kamen, um Beute zu machen; jedenfalls waren sie schon oft auf dem geschützten, waldigen Teile der Insel gewesen, hatten aber nichts für sie Wertvolles entdeckt. Achtzehn Jahre war ich nun fast hier und hatte bisher nie menschliche Fußspuren gefunden; weshalb sollte ich nicht weitere achtzehn Jahre unbemerkt weiter leben können, wenn ich alles vermied, was mein Dasein verraten konnte? Ich hatte mich nur weiter wie bisher zu verbergen, es sei denn, daß andere Menschen als Kannibalen auf der Insel erschienen, denen ich mich nähern wollte.

Mein Abscheu vor den elenden Wilden und ihren abscheulichen,

unmenschlichen Gebräuchen war indessen so groß, daß ich von da an fast zwei Jahre lang niedergeschlagen und traurig blieb und mich unausgesetzt innerhalb meines engeren Gebietes aufhielt. Unter meinem Gebiet verstehe ich meine drei Ansiedlungen, nämlich meine Burg, meinen Landstz, den ich meine Villa nannte, und die Gehege im Walde. Letztere suchte ich nur meiner Ziegen wegen auf. Nicht ein einzigesmal in der ganzen Zeit wanderte ich zu meinem Boote hin, dagegen beschäftigte ich mich viel mit dem Gedanken, ein anderes zu bauen; denn ich wagte es nicht, einen Versuch zu machen, um das Kanoe hierherzuschaffen, weil ich zu sehr fürchtete, diesen unheimlichen Wesen in die Hände zu fallen. Was mir dann bevorstand, war nicht schwer zu erraten.

Die Zeit und das Bewußtsein, daß ich die Gefahr, entdeckt zu werden nicht zu fürchten brauchte, stellten allmählich das Gleichgewicht meiner Seele wieder her, so daß ich unbesorgt wie früher lebte, mit dem einen Unterschied, daß ich bei meinen Ausgängen mehr Vorsicht gebrauchte und die Augen offen hielt, um mich rechtzeitig in Sicherheit bringen zu können. Besonders vorsichtig war ich mit dem Schießen, um mich nicht durch den Knall meiner Flinte zu verraten. Wie froh war ich jetzt an meiner Ziegenherde, da ich nun nicht mehr gezwungen war, auf diese Tiere Jagd zu machen und sie zu schießen. Ich stellte dem Wilde nur noch mit Fallen und Schlingen nach und glaube, daß ich während der zwei folgenden Jahre nicht ein einzigesmal meine Flinte abgefeuert habe, wenn ich auch nie ohne sie ausging. Außerdem trug ich stets zwei der aus dem Schiffe geretteten Pistolen in meinem Gürtel, und in einen zweiten Gürtel steckte ich einen großen Säbel, den ich zu dem Zwecke geschliffen hatte, so daß ich bei meinen Ausgängen ganz gefährlich ausgesehen haben muß.

So nahmen die Dinge eine Zeitlang ihren ruhigen Fortgang, und ich führte wieder, abgesehen von jenen Vorsichtsmaßregeln, mein früheres ruhiges Leben. Alles, was mir begegnete, diente dazu, mich mehr und mehr davon zu überzeugen, daß meine Verhältnisse im Vergleich mit andern durchaus nicht bedauernswert waren. Wie leicht hätte Gott mir ein schwereres Los auferlegen können. Ich kam zu der Überzeugung, daß viel weniger Unzufriedenheit und Jammer in der Welt wäre, wenn die Menschen sich ge-

Puchta, Robinson.

11

brauchte, zwei kleine Messingfessel, eine kupferne Pfanne zum Chokoladefochen und einen Bratrost. Mit dieser Ladung und dem Hunde machte ich mich mit der eintretenden Flut auf den Heimweg und erreichte die Insel im höchsten Grade ermüdet und erschöpft eine Stunde vor Sonnenuntergang.

Ich übernachtete wieder im Boote und am andern Morgen beschloß ich, meine neu erworbene Habe nicht in die Burg zu bringen, sondern in meiner neuen Höhle zu bergen. Nachdem ich mich erfrischt, brachte ich die ganze Ladung ans Ufer und begann die einzelnen Sachen zu prüfen. Das Fäßchen enthielt eine Art Rum, aber nicht von der Güte, wie wir ihn in Brasilien gehabt hatten; als ich aber die Kisten öffnete, fand ich manches, was ich recht gut brauchen konnte. Die eine enthielt unter anderem einen schönen Flaschenkorb mit sehr feinen, guten Likören, ferner zwei Töpfe mit Eingemachtem, die so fest verschlossen waren, daß das Salzwasser nicht hatte eindringen können, während zwei andre durch das Salzwasser gelitten hatten. Ferner kamen zwei sehr gute Hemden zum Vorschein, die mir äußerst willkommen waren, sowie anderthalb Duzend weißleinene Taschentücher und einige bunte Halstücher. Auch über die Taschentücher freute ich mich sehr, da ich es mir erfrischend dachte, an heißen Tagen damit das Gesicht abzureiben. Als ich auf den Boden der Kiste kam, fand ich drei große Beutel voll Silbergeld und in einem derselben außerdem sechs Dublonen in Gold und einige Stücke rohen Goldes in Papier eingewickelt. Letztere mochten jedes etwa ein Pfund wiegen.

In der andern Kiste, die wahrscheinlich dem Feuerwerksmaat gehört hatte, waren nur Kleider von geringem Wert und einige Fläschchen mit sehr feinem Pulver, womit man jedenfalls die Vogelflinten geladen hatte. Im großen und ganzen hatte mir die Fahrt nach dem Wrack nichts besonders Wertvolles eingebracht, denn das Geld konnte mir unter den jetzigen Umständen nichts nützen. Es war mir nicht mehr wert als der Staub unter meinen Füßen; mit Freuden hätte ich die ganze Summe für drei bis vier Paar englischer Schuhe und Strümpfe gegeben, die ich schmerzlich vermißte und seit Jahren nicht mehr an den Füßen getragen hatte. Zwar hatte ich zwei Paar Schuhe den auf dem Wrack Ertrunkenen abgezogen und zwei weitere gut passende Paare in der einen Kiste

gefunden, aber sie waren, was Dauerhaftigkeit und Bequemlichkeit betraf, nicht mit englischem Schuhwerk zu vergleichen; man konnte sie eher Sandalen als Schuhe nennen. In der zweiten Kiste hatte ich auch noch fünfzig Silbermünzen, aber kein Gold entdeckt; sie mußte wohl einem geringeren Manne gehört haben, während die andre gewiß das Eigentum eines Offiziers gewesen war.

Ich brachte das Geld in meine neue Höhle und verwahrte es daselbst bei den andern aus unserm Schiffe mitgenommenen Sachen. Es tat mir sehr leid, daß mir der Inhalt der zertrümmerten Schiffshälfte verloren gegangen war. Ich hätte gewiß meine Kanoe daraus mehreremale mit Gold beladen können, das in der Grotte gut aufgehoben war, bis ich es vielleicht nach England mitnehmen konnte.

Nachdem alle Sachen ans Land gebracht und verwahrt waren, ruderte ich mein Boot dem Ufer entlang an seine alte Anlegestelle zurück, wo ich es gut befestigte. Auf dem kürzesten Wege eilte ich dann in meine Wohnung, und fand dort zu meiner Freude alles in Ordnung. Ich bedurfte jetzt einige Zeit der Ruhe, lebte in meiner früheren Weise und widmete mich meiner Haus- und Landwirtschaft. Mein Leben floß zunächst recht ruhig dahin, nur war ich womöglich noch wachsam geworden, hielt öfters Umschau und verweilte meist im Umkreise meiner Wohnung. Machte ich einmal größere Ausflüge, so wählte ich dazu den Osten der Insel, wo ich vor den Wilden ziemlich sicher war und ohne übermäßige Schutzmaßregeln mich ergehen konnte. In dieser Weise gingen die nächsten zwei Jahre dahin.

In einer regnerischen Märznacht, im vierundzwanzigsten Jahre meines Verweilens auf dieser einsamen Insel lag ich in völliger Gesundheit, ohne Schmerzen, ohne körperliches Unbehagen in meinem Bett oder vielmehr meiner Hängematte und konnte doch keinen Schlaf finden. Die mannigfachsten Gedanken beunruhigten mich und versetzten mich mehrere Stunden hindurch in Aufregung und in einen fieberhaften Zustand; das Blut rann heiß durch die Adern, die Pulse pochten. Endlich fiel ich übermüdet und erschöpft in einen festen Schlaf. Man sollte glauben, daß mir der Traum ähnliche Bilder vorführte, wie ich sie im Wachen geschaut; ich träumte jedoch folgendes: Als ich eines Morgens wie gewöhnlich meine

Burg verließ, erblickte ich am Ufer zwei Kanoes. Elf Wilde schleppten eben einen andern Wilden herbei, um ihn zu töten und zu verzehren. Plötzlich sprang dieser Wilde auf und lief so schnell er konnte auf meinen dichten Hain vor der Burg zu, um sich zu verbergen. Da er allein war und ich bemerkte, daß die andern ihn nicht hatten hereinschlüpfen sehen, zeigte ich mich ihm und lächelte ihn ermutigend an. Er kniete vor mir nieder und schien mich um Hilfe zu bitten. Ich führte ihn zu meiner Leiter und brachte ihn in meine Wohnung, wo er mein Diener wurde. Als ich der Hilfe dieses Mannes sicher war, sagte ich zu mir: „Nun kann ich mich zu dem Festland hinüberwagen, denn dieser Mann wird mir als Lotse dienen und mir sagen, was ich tun soll, wo ich unterwegs Lebensmittel finde, welche Orte ich vermeiden muß, um nicht verzehrt zu werden, und an welchen ich sicher landen kann.“ Darüber erwachte ich voll unaussprechlicher Freude über die beglückende Aussicht auf baldige Errettung. Die Enttäuschung bei der Erkenntnis, daß alles nur ein Traum gewesen, war um so bitterer und erfüllte mich mit tiefer Verzagtheit und Niedergeschlagenheit.

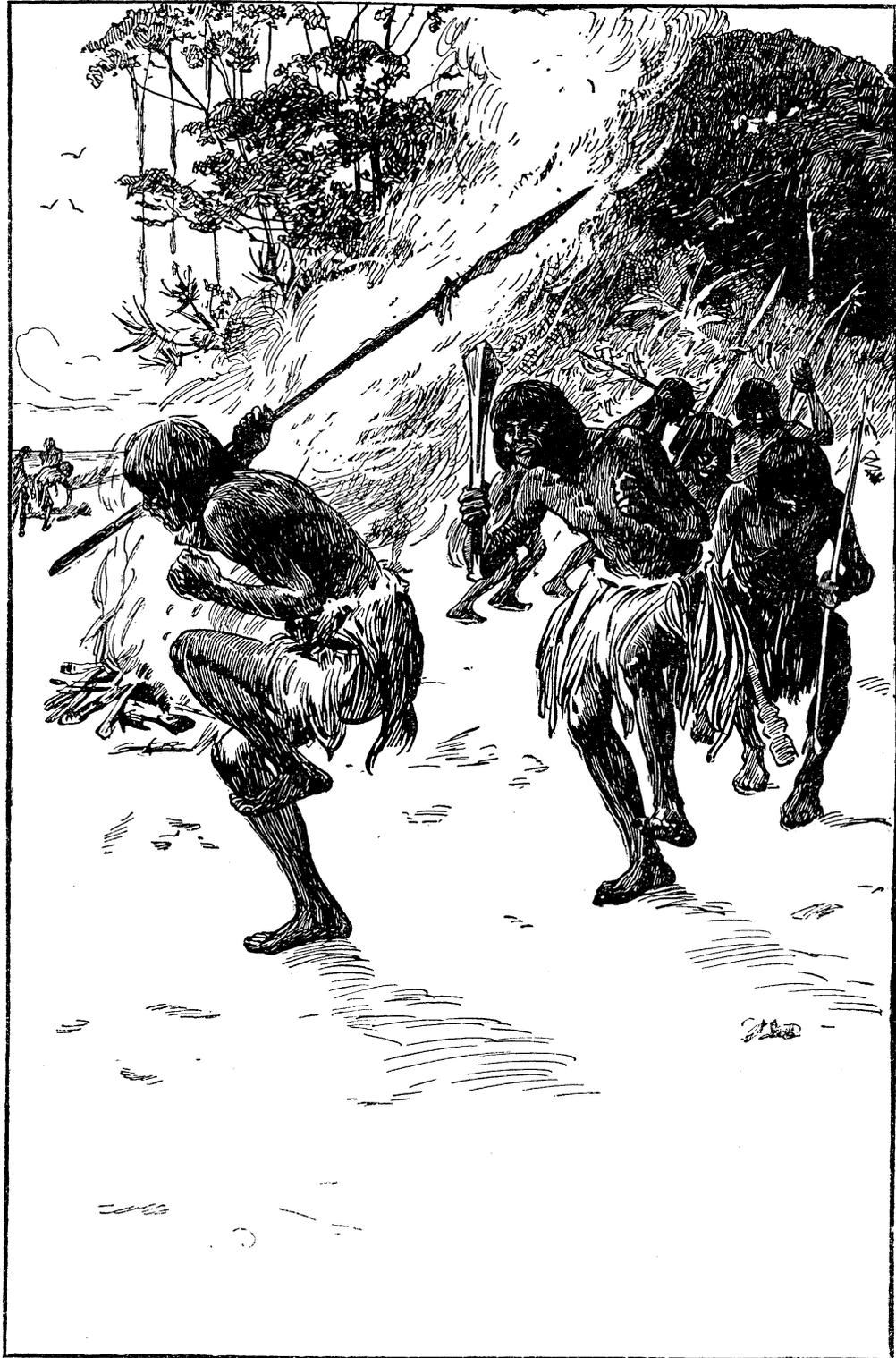
Durch diesen Traum kam ich jedoch zu der Einsicht, daß ein Versuch zur Flucht nur dann gemacht werden könne, wenn es mir gelang, einen Wilden in meine Gewalt zu bekommen, und zwar mußte es einer der Gefangenen sein, die hier getötet und verzehrt werden sollten. Ich mußte mir nun ausdenken, auf welche Weise dies am besten zu erreichen war, und nahm mir in Ermanglung eines besseren Planes vor, mich auf die Lauer zu legen, um sofort wenn wieder einige Kanoes landeten, mich bereit zu machen. Das übrige wollte ich dem Zufall überlassen und je nach den Umständen meine Maßregeln treffen.

Diesen Entschluß führte ich denn auch getreulich aus, bis ich zuletzt des Aufpassens herzlich müde wurde. Dies dauerte anderthalb Jahre lang, in denen ich fast täglich nach der Westseite und Südwestspitze der Insel wanderte, um nach Kanoes auszuschaun, ohne jemals eines zu erblicken. Dies war sehr entmutigend, aber ich wurde nur um so unruhiger; statt daß meine Sehnsucht wie in früherer Zeit dadurch abgestumpft worden wäre, nahm sie an Heftigkeit zu, je länger ihre Befriedigung sich verzögerte. Während ich früher den Anblick der Wilden sorgfältig vermieden hatte, war ich

jetzt voll Eifer, ihnen zu begegnen. Ich bildete mir ein, wenn ich nur erst eines oder mehrerer Wilder habhaft würde, könnte ich sie so unterwürfig machen wie Sklaven und so anhänglich, daß sie außer stande wären, mir ein Leid anzutun. Solchen Ideen hing ich mit Vorliebe nach, konnte sie aber nicht zur Ausführung bringen, da sich kein Wilder auf meiner Insel sehen ließ.

Nach anderthalb Jahren vergebllichen Wartens, als ich meine Pläne schon fast aufgegeben hatte, bot sich mir eines Morgens ein überraschender Anblick, indem ich nicht weniger als fünf Kanoes auf meiner Seite der Insel am Ufer liegen sah. Die Bemannung derselben war ausgestiegen und meinem Auge nicht sichtbar; aber die große Anzahl der Boote schien alle meine Pläne zu vereiteln, wußte ich doch, daß in einem Kanoë immer vier bis sechs Wilde zu sitzen pflegten, und als einzelner einen Angriff auf zwanzig bis dreißig Mann zu machen, war Torheit. Bestürzt und mißmutig lag ich in meiner Burg, machte aber alles zu meiner Verteidigung bereit und konnte nun jedem Angriff erfolgreich entgegentreten. Nachdem ich eine Weile gelauscht hatte, ob kein Lärm zu hören wäre, stellte ich meine Flinten an den Fuß der Leiter und kletterte dann auf den Gipfel des Felsens, wobei ich mich sehr in acht nahm, daß ich nicht bemerkt werden konnte. Durch mein Fernglas beobachtete ich nun, daß nicht weniger als dreißig Wilde um ein Feuer mit der Bereitung eines Mahles beschäftigt waren. Aus was dieses bestand, konnte ich nicht erkennen; ich sah nur, daß sie inzwischen mit barbarischen Bewegungen und Stellungen um das Feuer herumtanzten.

Doch nun bemerkte ich plötzlich durch das Fernglas, daß sie zwei Unglückliche aus den Booten herbeischleppten, wo diese wahrscheinlich gefesselt gelegen hatten. Offenbar sollten sie jetzt geschlachtet werden, denn der eine wurde sogleich mit einer Keule niedergeschlagen, worauf mehrere von den Kannibalen sofort über ihn herfielen, um ihn für die Mahlzeit in Stücke zu schneiden. Das andre Opfer stand ruhig beiseite, bis die Reihe an ihn käme. Mit einemmale erwachte, wie es schien, in dem Ärmsten, der sich unbeobachtet glaubte, die Lust zum Leben, er machte einen Seitensprung und lief dann mit unglaublicher Schnelligkeit am Strande entlang direkt auf die Gegend zu, in der meine Wohnung lag.



Mich erfaßte, wie ich bekennen muß, ein Todesschreck, als ich ihn auf mich zulaufen sah, besonders da ich ihn von dem ganzen Haufen verfolgt glaubte. Ich erwartete bestimmt, daß nun auch der zweite Teil meines Traumes sich erfüllen und der Wilde in meinem Haine Schutz suchen werde, doch konnte ich nicht darauf rechnen, daß dem Traume gemäß die andern ihn nicht weiter verfolgen und auch nicht finden würden. Indessen verblieb ich in meiner Stellung und nahm mit wiederkehrendem Mute wahr, daß nicht mehr als drei Männer ihn verfolgten, und ich frohlockte, als ich sah, daß er die andern an Schnelligkeit übertraf. Hielt er es nur eine halbe Stunde aus, in dieser Weise weiter zu laufen, so mußte es ihm gelingen, zu entkommen.

Zwischen den Wilden und meiner Burg lag die Mündung des Flößchens, in das ich früher immer mein Floß gesteuert hatte. Diese Bucht mußte der Unglückliche notwendigerweise durchschwimmen, wenn er nicht von seinen Verfolgern eingeholt werden wollte. Als er die Mündung erreicht hatte, sprang er, trotz der gerade sehr starken Flut ohne Besinnen hinein, durchschwamm die Strömung mit etwa dreißig Stößen und rannte dann auf dem diesseitigen Ufer mit außerordentlicher Kraft und Schnelligkeit weiter. Von den drei Verfolgern schwammen zwei über den Fluß, der dritte, der wahrscheinlich nicht schwimmen konnte, blieb stehen und blickte den andern nach, bald darauf kehrte er um und ging langsam zurück; er rettete sich dadurch, wie wir sehen werden, das Leben.

Ich hatte bemerkt, daß die beiden Verfolger doppelt so viel Zeit zum Durchschwimmen der Bucht brauchten wie der Entflohene. Da ergriff mich mit unwiderstehlicher Gewalt der Gedanke, daß der Augenblick geeignet wäre, mir einen Diener und zugleich einen hilfreichen Gefährten zu gewinnen, und daß die Vorsehung mich dazu berufen habe, den armen Menschen zu retten. Ich stieg die Leitern in möglichster Eile herunter, ergriff die beiden bereitstehenden Flinten und eilte damit ebenso rasch auf den Gipfel des Hügels, von wo ich dem Meere zulief und dadurch zwischen die Verfolger und den Fliehenden gelangte. Diesen rief ich mit lauter Stimme an; er blickte zwar zurück, empfand aber vor mir jedenfalls dieselbe Furcht wie vor seinen Feinden. Ich winkte ihn mit der Hand zu mir heran, und schritt unterdessen langsam den beiden anderen entgegen;

plötzlich aber stürzte ich mich auf den vordersten und schlug ihn mit dem Flintenkolben nieder. Schießen wollte ich nicht, um die übrigen nicht aufmerksam zu machen, obgleich ich bei der großen Entfernung ziemlich sicher sein konnte, daß sie weder den Knall hören, noch den Rauch sehen würden. Als ich den ersten niedergeschlagen hatte, blieb der zweite erschrocken stehen. Ich schritt auf ihn zu; doch



bemerkte ich, als ich ihm näher kam, daß er seinen Bogen spannte und nach mir zielte; da gab es kein Besinnen, schnell legte ich meine Flinte auf ihn an und tötete ihn mit dem ersten Schuß. Der arme Flüchtling, der seine Feinde fallen sah, war durch das Feuer und den Knall meiner Flinte so erschreckt, daß er wie versteinert da stand und sich nicht von der Stelle rührte. Er zeigte aber mehr Neigung zum Fliehen als zum Näherkommen. Ich rief ihn wieder an und

machte ihm Zeichen, zu mir zu kommen. Er näherte sich einige Schritte, blieb dann zögernd stehen, machte wieder ein paar Schritte und hielt abermals an; ich konnte sehen, daß er zitterte aus Furcht, ich könnte ihn ebenso wie seine Feinde töten. Ich suchte ihm durch allerhand Zeichen Mut einzulößen, worauf er sich mehr und mehr näherte und alle zehn bis zwölf Schritte niederkniete, um dadurch den Dank für die Errettung seines Lebens auszudrücken. Ich sah ihn freundlich lächelnd an und bedeutete ihm, noch näher heranzukommen; endlich trat er dicht zu mir her, kniete nieder, küßte den Boden, ergriff meinen Fuß und setzte ihn auf seinen Kopf. Dies schien zu bedeuten, daß er auf ewig mein Slave sein wolle. Ich hob ihn auf und suchte ihm durch freundliches Wesen Mut einzulößen.

Doch es gab noch mehr Arbeit zu tun. Ich bemerkte nämlich, daß der von mir niedergeschlagene Wilde nicht getötet, sondern von dem Schläge nur betäubt war und wieder zum Bewußtsein kam. Ich deutete auf ihn, um den Geretteten darauf aufmerksam zu machen, worauf dieser einige Worte erwiderte; wenn ich diese auch nicht verstand, so klangen sie mir doch wie Musik, denn seit fünf- undzwanzig Jahren hatte ich außer der meinigen keine menschliche Stimme gehört. Doch blieb mir zu solchen Betrachtungen keine Zeit, denn der Wilde erholte sich soweit, daß er sich aufrichten konnte, und ich sah, daß mein Gefangener erschrak. Ich richtete daher meine zweite Flinte auf den Mann, um ihn totzuschießen, aber mein Wilder, denn so will ich ihn jetzt nennen, bat mich durch Geberden um einen Säbel, der ohne Scheide an meiner Seite hing. Als er ihn erhalten, lief er zu seinem Feinde und hieb ihm mit einem Schläge so geschickt den Kopf ab, wie es kein Scharfrichter bei uns hätte besser machen können. Ich wunderte mich darüber sehr, da ich glauben mußte, daß er außer den bei den Wilden gebräulichen hölzernen Schwertern nie einen Säbel in der Hand gehabt hatte. Später erfuhr ich, daß die Wilden ihre Schwerter aus so hartem Holze und so scharf und schwer machen, daß sie mit einem Schläge damit Köpfe und Arme abhauen können. Lachend und triumphierend kehrte dann mein Schützling zu mir zurück und legte mit allerhand Geberden, die ich nicht verstand, den Säbel samt dem Kopfe des getöteten Wilden zu meinen Füßen nieder.

